Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 4. April 1822.

41

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten.

Es war bereits in mehreren Zeitschriften des Auslandes und des Inlandes, vorübergehend, die Rede, von dem Vorhaben des Hofrathes und Historiographen des kaiserlichen Hauses, Freyherrn von Hormayr, die Ausbeute mehrjähriger Studien, und gemeinsamer Forschungen mit andern hiesigen Gelehrten und Kunstfreunden, in einem, den obigen Titel führenden Werke, dem Genuß und dem Urtheile des vaterländischen Publicums darzustellen.

Es konnte wohl nicht fehlen, daß über die fünfhundertjährige Hauptstadt der ersten Fürsten der Christenheit, über einen der ältesten Musensitze des deutschen Vaterlandes, über einen der frequentesten Angelpuncte zwischen Ost und West, Süd und Nord, seit der Epoche des Wiedererwachens der Wissenschaften, Vieles geschrieben ward und Vielerley (aber leider nur multa, nicht multum!). Es haben Lambezius, Leopolds I. gelehrter Hofbibliothekar und Pagi, es haben die Jesuiten Hansitz und Calles, vielen unnützen Streit darüber geführt: ob Fabiana, Vindobona und Vienna die nämliche Stadt und sogar vom nämlichen Umfange gewesen? Es haben aus dem „eisernen Buche der Stadt Wien," Lambezius und Lambacher, die dreymalige Unmittelbarkeit, die dreymalige Erhebung Wiens zur freyen Reichsstadt verfochten. Äneas Sylvius Piccolomini, Friedrichs IV. vertrauter Minister, ein Vordermann des Baseler Conciliums, der Hunyaden, der Podiebrade geachteter Gegner in den wichtigsten Unterhandlungen, (nachmals als Papst, Pius II. genannt) gab in seinen Briefen (und aus ihnen späterhin, Albrecht von Bonstetten) ein Abbild Wiens von seltener Farbenglut und Lebendigkeit, voll der ihm eigenthümlichen Ironie. Wunderlich, daß die Schilderung des lustigen Lebens und der großen Sittenfreyheit im damaligen Wien, durch diesen staatsklugen Papst, so ganz zusammentrifft mit dem Bilde, das die türkischen Kundschafter ihrem großen Suleyman von dieser Stadt entwarfen, die er zur Vorburg seines unermeßlichen Reiches gegen Westen erkoren hatte.

Der Historiograph, Hofbibliothekspräfect und kaiserliche Leibarzt, Doctor Wolfgang Latz, beynahe keinem Zweige des Wissens fremd, zum Erstaunen fruchtbar, aber der Beschränktheit und den Vorurtheilen seiner Zeit dienstbar und daher, so wie vielfach ein dankes- und ruhmeswerther Entdecker, so auch (wie der baierische Aventin) ein rechter Vater der Lügen, durch zahllose, gleich einem schwer vertilgbaren Schlingkraut in der Geschichte fortwuchernde Verwirrungen und Irrthümer, dieser Lazius edirte den Nachlaß seines Freundes und Vorfahren, Johannes Spießhammer (Cuspinian) über Wiens Begegnisse, reich vermehrt und neu bearbeitet. Nach Lazius Tode verkürzte seine Arbeit Heinrich Abermann, Rector der Bürgerschule bey St. Stephan. Um dieselbe Zeit erschien die erste topographische Tafel Wiens. Der rastlose Lazius besorgte sie, Sebastian Münster förderte sie ans Tageslicht, in seiner wahrhaft denkwürdigen Kosmographie. Daß Wien 1529 eine feste Burg des Kreuzes gegen den türkischen Halbmond, daß es dem Glauben, der Cultur und Sitte des Abendlandes gegen den in drey Welttheilen unwiderstehlich siegreichen Sultan ein mächtiger Hort gewesen, machte es zum allgemeinen Gespräch von Hollands unbeständigen Küsten, bis an die sturmbewegten Ufer der adriatischen See. Alles wollte die Thürme, die Mauern, die Wälle mit eigenen Augen schauen, auf denen, unter Salm und Rogendorf, eine ganze Iliade von Großthaten geschehen war. Da gab Augustin Hirschvogel den ersten Plan in Kupfer heraus. Auch sein Hanns Sachs hat dem alten, reichen lebensfreudigen Wien nicht gefehlt, in des Schottner Schulmeisters Wolfgang Schmelzel, naivem „Lobspruch." Lazius und Schmelzel wurden vielfach geplündert. Auch der Schauspieler Weißkern, der fleißige, aber höchst unkritische Topographe, der seine Autorschaft nach den Grundregeln der Theatergarderobe und der Theaterperspective behandelte, gehört unter diese. Küchelbecker gab ein treues Bild aus den Tagen Carls VI. in denen Wien von den Gräueln der zweyten türkischen Belagerung erst wieder auflebte, und zahlreiche und wichtige Denkmale der Kunst und des Alterthumes in sich vereinigte. Innsbrucker, Mitterdorfer, Reifenstuhl tragen alle den Geruch ihrer Zeit, und Jordans „Schatz, Schutz, Schanz des Erzherzogthums Österreich", beschreibt zur Antrittsfeyer des achtzehnten Jahrhunderts, Wien in einem Styl und Geschmack, den kurz zuvor P. Abraham a S. Clara in Schwung gebracht hatte und der vor Kurzem schien, aus der veralteten Wurzel wieder frisch austreiben zu wollen? Es haben die vielerley Belagerungen ihre Relationen, es haben die Pestzeiten, es haben die Erdbeben, die ihrigen gefunden. Bey weitem am meisten, wurde über die Bruderschaften geschrieben. Die Jesuiten waren, wie überall, so auch hier, fleißige Erhalter und Aufzeichner. Die alte, durch so viele lichtvolle Köpfe, durch so viele vaterländisch gesinnte Männer verherrlichte Hochschule, hat ihre Hauschronik, hat ihre Jahrbücher, die Typographie ihren Kautz, Denis und Schier, der Stephansthurm und Dom (jedes echten Österreichers Augenweide, dieses Campidoglio der wundersamsten Erinnerungen) hat seinen Heupperger, seinen Tilmetz und Oggesser, der kaiserliche Bücherschatz, weitläufige Commentare durch Lambezius und Kollar. Aber das alles ist vereinzelt oder es ist zerstreut, meistens veraltet. Wie (um nur ein einziges Beyspiel anzuführen), Prenner's Theater

der kaiserlichen Gallerie und jene der Lichtensteinischen, durch Fanti, dem Geist und Geschmack der Zeit schlechterdings nimmermehr genügen, so sind auch des Paulaners Fuhrmann, „Alt und neues Wien" und des Jesuiten Fischer „Brevis notitia urbis vindobonensis" durchaus veraltet und dennoch (unglaublich genug!) nach mehr als einem halben Jahrhundert, immer noch das einzige, nicht ersetzt, nicht übertroffen, denn die Alten alle, leisten mehr, als Geusau's erbärmliche Zusammenstoppelung. Es fehlt sogar an einem, den Mann von Geist und Geschmack befriedigenden Wegweiser. Der Gelehrte, der Künstler, der kundige Mäcen, finden keine Befriedigung in jenen, den Fortschritten der Zeit, keineswegs gleichen Schritt haltenden Antiquitäten. Die undankbare Naseweisheit eines Risbeck, Nikolai, Anselmus Rabiosus erregen nur Mitleiden. Pezzels Skizze von Wien scheint schon lange, wie Küchelbecker oder Reifenstuhl, nur einem alten, nicht aber dem neuen Wien zu gelten. Dennoch ist dieses, binnen der dreyßigjährigen Regierung des jetzigen Monarchen, (in einer Zeit, wie Europa lange schon keine stürmischere gesehen), ein ganz neues Wien geworden und wer diese erhabene Recapitulation ganzer Jahrhunderte, diesen reißenden Wechsel von Unglücksfällen und Triumphen überblickt, der mag billig zweifeln, über was er mehr erstaunen solle? über die unerschöpfliche Kraft und Standhaftigkeit im beyspiellosen Kampfe für Ordnung und Recht, Gleichgewicht und Legitimität? oder über jene erhabene Leichtigkeit und Schnelligkeit des Überganges aus solchem Kampfe, zu Künsten, zu Genüssen und zu Unternehmungen, wie im gewöhnlichen Verlaufe, nur ein langer Friede sie beut?! Wie an einem unterrichtenden Wegweiser, fehlt es auch an einem Ehrenspiegel alle der großen, geschichtlichen Erinnerungen, die Wien, diese gewaltige Strombeherrscherinn, in stolzer Fülle in sich vereinigte, von den Prätorianern, die mehrmals in und bey Wien, Cäsaren auf den Thron setzten oder vom Throne herunterstiegen hießen, bis zum zweymaligen Riesenkampfe der Prätorianer Napoleons im Angesichte eben dieses Wien, in der Ebene des Marchfeldes! Auch diejenigen, denen die Hoffnungen der Zukunft, die Heiligthümer der Vergangenheit und der Gegenwart süßeste Freuden, unter dem Herzen, im Herzen, am Herzen erblühen, auch die Frauen, wollen mehr wissen von der Stadt, wo Minne und Tonkunst von jeher als des Lebens höchste Reize gegolten, wo so viele, große und gewaltige Frauen geherrscht und beglückt haben, die noch fortleben in Legenden, Sagen und Liedern, oder wie Theresia in den Gemüthern; und wie überhaupt zwischen Volk und Dynastie nicht leicht ein innigeres Bindungsmittel ist, als eine recht nationale Geschichte, die das schwellende Geheimniß des vaterländischen Lebens in seinen schönsten Eigenthümlichkeiten zur Schau stellt, so soll insbesondere die Jugend wissen von der Burg, von der Wiege, von den Gräbern der Kaiser!! Sie soll sich lind und sanft umschlungen fühlen von den Mutterarmen der Historie, angeweht von ihrem Heimathshauch! Nach kaum geschlossenem Schlunde des Verderbens, nach dem unheilsvollen Dynastienwechsel ringsum, kann und soll sich die Jugend, gerade in der Anschauung Wiens, parteyisch durchdrungen fühlen von jener erschütternden Frage aus Schillers Jungfrau:

„Der fremde König, der von Aussen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In diesem Lande ruh'n, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
Dem unsre Sprache nicht zum Herzen tönet,
Kann der ein Vater seyn zu unsern Söhnen??

Diese theuere und erfreuliche Bestimmung, parallel dem Ziele, das einst der „österreichische Plutarch", das die „Taschenbücher für die vaterländische Geschichte" verfolgt, schreibt diesem Werke über Wien, auch seine Grenzen vor, seine Richtung und Haltung. Es kann hier nicht die Rede seyn von einzelnen kritischen Forschungen und polemischen Erörterungen, sondern von einem, unter den gerechten Ansprüchen des gelehrten, nicht zurückbleibenden, aber jedem gebildeten Leser verständlichen und brauchbaren, lebendigen Gemälde der großen Ereignisse dieser merkwürdigen Stadt, die (mehrmals im Mittelpunete der Besorgnisse und der Hoffnungen der gesitteten Welt), alles Glück und alles Leid Europa's ritterlich mitgetragen und daher, so recht nach dem alten Sprüchlein, „eine Welt in der Nuß", in ihrer eigenen Geschichte, die Weltgeschichte im Kleinen hat! Es kann nicht die Rede seyn von morgenländischer Pracht eines eigentlichen Kupferwerkes, mit einem (wie wir es in England und Frankreich täglich sehen) oft nur wenige Zeilen langen, höchst unbedeutenden Texte. Dibdins antiquarisch-bibliomanische Reise, des Herolds Edmund Lodge portraits of illustrious persons of great Britain, geben keine Richtschnur für die Wünsche unserer Lesewelt, für die Verhältnisse unseres Buchhandels. Auch hierin gilt es einer allerdings schwierigen Mittelstraße zwischen einem flüchtigen Reiz für bloße Schaulust und zwischen der bloß redenden, nicht zugleich anschaulichen Darstellung, die besonders für die zweyte Abtheilung der Denkmale und der Denkwürdigkeiten (die erste weiht sich der Historie Wiens, von den ältesten bis auf unsere Zeiten) unerläßlich scheint. Diese soll den ersten, jene aber, den zweyten Jahrgang erfüllen. Zur größern Verbreitung, bey den höchst bedeutenden Vorauslagen, soll die Herausgabe in monatlichen Heften (wie einst jene des Plutarch) geschehen und mit dem künftigen Jänner beginnen. Bey herzlicher Liebe und Begeisterung für die Erhabenheit und Reichhaltigkeit des Stoffes, hat billige Scheu vor dem großen Umfang und vor der ernsten Würde desselben, den Herausgeber mehreren andern Kennern der einschlagenden wissenschaftlichen und Kunstfächer verbunden. Eine elegante Ausstattung aus der Hand der hoffnungsvollsten vaterländischen Künstler, soll des Herausgebers alten Lieblingszweck beurkunden, jenen der vorzugsweisen Anwendung redender und bildender Kunst auf vaterländische Gegenstände und gesteigerte Popularität der Historie, durch deren beständige und innige Vermählung mit redender und bildender Kunst. Die Gelegenheiten hiezu sind in den Jahrbüchern Wiens mannigfach in jeder Wendung der großen Weltgeschicke.

Als noch ungeheuere Waldesnacht weit und breit auf dem Lande lag und die Gestade der Donau verbarg, als die römischen Adler über Rhätiens und Noricums Gauen das Fremdlingsjoch brachten, fanden sie auf dieser wohlgelegenen Höhe, an dem wichtigen Strom, der ihre Herrschaft in Gallien mit jener in Griechenland und Asien verbinden sollte, den friedlichen Sitz eines

der Jagd und dem Fischfang ergebenen, celtogallischen Stammes, der Windenwohnung. Das sprachen die Römer aus: Vindobona, der Barbaren harte Laute (wie der ältere Plinius sagt) also umstaltend, daß eine lateinische Zunge sie doch hersagen könne! Wien sah Roms Größe, seinen Verfall und Fall, es war mit dem nahen Carnuntum ein Hauptpunct des großen römischen Grenzcordons an der Donau; Salus rei publicae Danubius! „in der Donaugrenze liegt das Heil!" wurde Feldgeschrey, wurde stehende Inschrift auf Münzen und Gebäuden. Dem Fremdlingsjoch und der Soldatenherrschaft (hier waren Magazine, hier die Donauflottille, hier ein in der Offensive und Defensive gleich wichtiger Brückenkopf und Übergangspunct), wich gar bald das alte nationale Gepräge. Die Windenwohnung ward ein Lager der cohors fabia oder fabiana, wahrscheinlich von der dreyzehnten Legion? Wie die rauhen Söhne des Norden öfter und gewaltiger heranstürmten, mögen auch unter den Eingebornen, die alten, niedergehaltenen Erinnerungen wieder hervorgetreten seyn? Wie Glut unter der Asche, leuchtet wieder mehrmals durch die Finsterniß, der alte Name Vindobona's. (War ja noch in den Tagen Rudolphs von Habsburg, dicht am Gestade der damals viel nähern Donau, ein uraltes festes Haus: die Windenburg?) Vindomana, beym Jornandes, ist wohl nur eine Abweichung der Mundart? Schon mußten die Kaiser den Barbaren Sold und Land geben, denen sie nimmer zu widerstehen vermochten. Die Donaugrenze hatte zahllose, ehrfurchtgebietende Erinnerungen. Theils aus militärischer Nothwendigkeit der Kundschaftsnachrichten, der Beobachtung des wichtigen Grenzstromes, theils aus politischem Schmeichelwahn, es könne doch noch eine günstigere Stunde kommen, für die man die Hände offen behalten müsse, wurde die Windenwohnung, das Fabianer Lager, wohl unter den allerletzten verlassen und die Stunde dieses Verlassens ging derjenigen nur kurz vorher, in der das abendländische Kaiserthum, durch Augustus gegründet, in Augustulus, auch dem Namen nach unterging, wie das morgenländische, durch Constantin gegründet, in einem Constantin. — Odoaker, der den Augustulus entthront, empfing zu Wien, wo er der kurzen Rügenherrschaft ein Ende gemacht, in der niedern Zelle des h. Severin die Weissagung: „Sein Zug werde ein Sieg seyn und Italien ihm seine Thierfelle vertauschen um köstlichen Schmuck!"

Verringert also wohl und tiefgesunken, war Wiens römische Blüthe, aber ganz ausgetilgt hatten es weder die blutbefleckten und feuerflackernden Züge des Suevenbundes, noch des Markomanischen, noch König Etzel (Attila), als er alle kriegerischen Stämme vom caspischen Meere, die Donau herauf, bis an den Rhein, wider den Westen aufrollte. Dietrichs von Bern, des großen Ostgothen Fürsorge um Erhaltung der gesunkenen, um Wiedererbauung der verwüsteten Städte Rhätiens und Noricums, übersah das wichtige Fabiana gewiß nicht? Selbst als Belisar und Narses das Reich der Ostgothen zertrümmert und Justinian zu Füßen gelegt hatten, scheint Fabiana mit einigen andern Plätzen unverwüstet an die Longobarden gekommen zu seyn, denen sie Justinian überließ. Aber auch diese zog es in wenigen Jahren, wie ihre Vorgänger alle, weiter nach Süden hinab und sie bemächtigten sich rasch des ganzen Italiens bis an die Meerenge. — Am schlimmsten erging es Wien wohl durch ihre Freunde, die Hunnen oder Avaren, die

bis an die Enns Alles wüste legten, wie es auch wüste blieb bis auf den großen Carl. Jenseits der Enns begann das Reich der Franken. Baiern war ihre Grenzprovinz. Über selbe setzten sie als Erb-Herzoge einen Nebenzweig des eigenen, Merowingischen Königshauses, die Agilolfinger. Aber wie Burgund oft des Capetingischen Hauptstammes gefährlichster Widersacher gewesen, erhoben sich auch in Baiern drohende Unabhängigkeitsversuche mit wechselndem Glück, bis Hauptlinie und Nebenast, Merowinger und Agilolfinger, für immer fielen, vor dem Haus der Majordome, vor dem kleinen Pipin und vor dem großen Carl.

Mit Recht galt Wien durch Jahrhunderte, in Wort und Schrift, für die deutsche Hauptstadt, weil alle großen Veränderungen germanischer Lande sich wie in einem Spiegel der Weissagung und der Verjüngung, dort am frühesten zeigten oder am vollendetsten, auch die Christianisirung. So wohlthätig und großartig im germanischen Süden und Westen S. Gall und Bonifazius gewirkt, in solchem Gräul der Zerstörung, wie Severin, hielten Wenige an der erhabenen Sendung ihres Apostolates fest, jenen Riesengestalten, denen ihr zügelloser Wille Alles und die Gewalt das einzige Recht war, Ehrfurcht gebietend und Milde, durch Bitten, durch heiße Thränen, durch allen Honig und durch alle Donner des himmlischen Wortes! Des deutschen Klosterwesens Anfang ist unstreitig in Österreich, in Severins Stiftungen zu suchen. Was darf sich in dieser Hinsicht jenem oft zerstörten, immer wieder, ein Phönix aus seiner Asche emporsteigenden, noch heute, als eine Zierde des Landes fortblühenden S. Florian vergleichen, dieser Zelle Severins, benannt von dem heldenmüthigen, römischen Krieger, der, ein rechter Bekenner und Blutzeuge, in den Fluthen der nahen Enns, nach mancherley Martern, den ersehnten Opfertod fand?

(Der Schluß folgt)

Concert-Anzeigen.

Montags, den 18. März, hat Hr. von Boclet ein Concert gegeben und sich in demselben auf der Geige und auf dem Fortepiano hören lassen. Es muß ein günstiges Vorurtheil für das musikalische Genie des Concertgebers erregen, daß er sich schon als Jüngling eine so bedeutende Meisterschaft auf zwey Instrumenten zugleich erworben hat. Doch ragt, wie uns dünkt, sein Talent auf dem Fortepiano bedeutender hervor, als das auf der Geige. Des Künstlers Vortrag auf letzterem Instrumente, obgleich jetzt schon bedeutende Schwierigkeiten besiegend, entbehrt der Bestimmtheit des Charakters. Das Allegro des Riese'schen Es-dur-Fortepianoconcerts hat dagegen Hr. von Boclet mit der Vollkommenheit eines Moscheles gespielt. Wird der junge Künstler auf dem betretenen Wege fortschreiten, so prophezeyen wir ihm, daß er einst einen der ersten Plätze unter den Ausübern auf den besagten Instrumenten einnehmen werde. Hr. Anschütz hat mit wahrhaft glänzender Virtuosität den Arion von Schlegel declamirt. Freylich halten wir die dramatische Declamation außerhalb der Scene für ein Unding, geben ihr aber, wenn sie, wie die des Hrn. Anschütz, so gelungen ist, wider Willen unsern Beyfall. Es war bewunderungswerth, mit welcher Freyheit, mit welchem Bewußtseyn, der Künstler über alle Theile seines Körpers zu gebiethen wußte.

Am Sonntage, den 24. März, fand das Abschiedsconcert des Hrn. Franz Siebert Statt. Der Concertgeber hat sich darin mit einer großen Bassarie von Righini, mit der Schlußscene des ersten Acts aus dem Freyschützen und mit einigen unter Fortepiano-Accompagnement gesungenen Romanzen hören lassen. Hr. Siebert gehört unstreitig zu den besten Bassisten, welche die deutsche Bühne aufzuweisen haben dürfte.

Er besitzt zwey volle Octaven Bruststimme (von Es bis Es, in diesem Umfange haben wir ihn wenigstens ohne Wechsel des Organs singen hören) und fügt dann zu dieser, mit Hülfe der Fistel, noch so viel Töne hinzu, als ihn gut dünkt. Die Stimme selbst ist sehr klangreich, angenehm und leichtansprechend. Die Erfahrung lehrt, daß die sogenannte Geläufigkeit eine Eigenschaft ist, welche nicht jeder Stimme von der Natur verliehen worden ist: es hat berühmte Sänger und Sängerinnen gegeben, welche keine sogenannte Colloratur zu machen im Stande waren. Den Baßstimmen scheint diese Geläufigkeit überhaupt mehr versagt zu seyn, als allen übrigen Stimmen, aus dem leicht begreiflichen Grunde, weil die tiefen Töne auch tiefer im Larynx gebildet werden, also einen weitern Weg zurückzulegen haben, als die hohen. Die Natur der Baßorgans scheint also den Bravourgesang auszuschließen und höchstens nur die cantable Gattung zu gestatten. Nichts destoweniger hat man seit etwa funfzehn Jahren angefangen, diese Stimme auch zur Colloratur zu mißbrauchen und zu dem Zwecke das Falset mit zu Hülfe zu nehmen. Es ist daraus ein bizarres, hermaphroditisches Gebilde entstanden, welches weder ein reiner Baß, noch ein reiner Tenor, also gar nichts, ist. Schon vor vierzig Jahren galt es in den vorzüglichsten Singschulen in Deutschland und Italien für eine unbestrittene Wahrheit, daß ein Tenorist, der zu tief, und ein Bassist, der zu hoch singen müßte, seine Stimme verdürbe. So wie die Sachen jetzt stehen, wo ein buffo cantante zu seyn, das höchste Streben jedes Baßsängers ist, steht zu befürchten, daß wir in zwanzig Jahren gar keine eigentliche Baßstimmen mehr besitzen werden. Um auf Hrn. Siebert zurückzukommen; so zeigt das Organ seiner Stimme, daß er vor vielen anderen dazu berufen gewesen ist, ein Bassist im wahrsten Sinne des Wortes zu werden: die Natur hat offenbar einen Sänger, die Mode einen Fistulanten aus ihm gemacht. Dieß harte Wort wird uns von dem Unwillen eingegeben, den wir darüber empfinden, daß die Verbildung, welche von der Übersättigung in den Künsten, besonders in der Musik, herbeygeführt wird, immer mehr und mehr überhand nimmt und am Ende die wahre Kunst immer mehr zum Hokuspokus herabwürdigt. Was Hr. Siebert als Bassist leistet, davon hat er durch den Vortrag der Schlußscene des zweyten Acts aus dem Freyschützen einen Beweis gegeben: diese Scene hat die allerlebhafteste Sensation erregt. Das Duett aus Moses von Rossini, gesungen von den HH. Siebert und Haizinger, hat wenig oder gar keinen Effect gemacht. Ist die ganze Partitur der Oper diesem Duette ähnlich; so begreifen wir nicht, wie man den Moses viel höher, als alle übrigen Werke dieses Tonsetzers, hat stellen können. Dem. Siebert hat die große Arie der Agatha aus dem Freyschützen etwas furchtsam, aber doch hin und wieder mit Ausdruck, und Dem. Unger eine Romanze, welche wir schon einmal von ihr gehört, mit viel eindringlicher Liebenswürdigkeit gesungen. Die Productionen der HH. Krähmer auf der Oboe und Sedlaczek auf der Flöte haben den zahlreichen Verehrern dieser Künstler sehr zugesagt.

Am Dienstage, den 26. März, hat Hr. Alexander Boucher ein Concert gegeben und sich in demselben auf der Geige, so wie seine Gattinn auf der Harfe, hören lassen. Hr. Boucher macht, nebst Baillot, Lafont und Mazas, das seltene Kleeblatt der französischen Geiger aus. Ob er ein größerer Virtuose, als die genannten drey Künstler, ist, wagen wir nicht zu entscheiden; aber das weiß jedermann, daß sein Spiel mehr amüsirt, als dasjenige irgend eines andern Künstlers. Es ist das Loos berühmter Männer, daß ihr geringstes Thun und Lassen zur Kenntniß des Publicums gelangt, und daß sie keinen Fuß vor den andern setzen können, ohne sich bemerkbar zu machen. Schon von langer Zeit her hatten die Pariser Kritiker dem Hrn. Boucher einen Vorwurf aus seiner zu großen Genialität gemacht, vermöge welcher er alle genres, selbst das komische mit eingerechnet, zu einem einzigen verschmelze. Hr. Boucher war darüber nach Spanien gereist, hatte sich aber diesen Vorwurf hinter's Ohr geschrieben. Bey seiner Rückkehr nach Paris erschien ein Brief in den Journalen, in welchem Hr. Boucher anzeigte, daß er, den man bis dahin den Alexander der Geiger genannt (dieß war historisch nicht ganz richtig, konnte aber von Hrn. Boucher, der Alexander heißt, leicht vermuthet werden), in seinem zu gebenden Concerte beweisen werde, daß er auch der Socrates derselben sey, und deßhalb das von ihm zu executirende Viottische

Concert (dasselbe, welches er in seinem hiesigen Concerte gespielt hat) Note für Note und ohne den geringsten Zusatz, vortragen werde. Versprechen und halten, ist zweyerley: Hr. Boucher spielte das Viottische Concert zwar noch nicht in derselben belustigenden Manier, wie hier, aber dennoch auf eine Weise, welche den künftigen Meister in dieser Gattung zur Genüge andeutete, und zwar so, daß die zahlreichen Schüler Viotti's, von denen Paris wimmelt und welche jenes Concert auswendig wußten, dasselbe nur in den Tutti-Stellen wieder erkannten. Dabey hatte niemand gewonnen, als Hr. Boucher, der von nun an nicht allein l'Alexandre, sondern auch le Socrate des Violons genannt wurde. Die Weisheit wird für Narrheit gehalten, wo so viele Narren weise sind: was Wunder, daß die Socratischen Akademien, welche Hr. Boucher von Zeit zu Zeit gab, wenig oder gar nicht besucht wurden! Unser Künstler faßte daher den Entschluß, seinem Vaterlande den Rücken zu kehren, nachdem vorher noch sein Tod durch die Journale angezeigt worden war, ohne daß es den gehörigen Effect gemacht hatte. Er kündigte ein Abschiedsconcert an, in dessen indirecter Anzeige von einer zahlreichen Familie die Rede war. Aber bekanntlich sind die Pariser keine Freunde vom Abschiednehmen: man geht dort fort und läßt fort-gehen, ohne, daß Hund noch Hahn danach kräht. Hrn. Boucher's Concert war leer. Unser Künstler reiste in die Niederlande. Von dort aus erfuhr man durch die Journale, wovon bis dahin noch keine Sylbe bekannt gewesen, daß Hr. Boucher zu Paris wegen einer gewissen Gesichts-Ähnlichkeit viel zu erdulden gehabt und deßhalb Frankreich verlassen habe: eine Erfindung, welche sicher nicht aus dem Kopfe der belgischen Journalisten gekommen war. Hr. Boucher reiste aus den Niederlanden nach Berlin, wo er siebzehn (sage siebzehn) sehr einträgliche Concerte gegeben zu haben versichert. Wir wünschen ihm dasselbe Glück in Wien, befürchten jedoch, daß die Hitze, welche sich in der bevorstehenden Jahreszeit noch immer zu vermehren pflegt, Hrn. Boucher einen Strich — durch die Rechnung machen werde.

Es werden einige Anekdoten von diesem Künstler erzählt, welche wir, des Interesses ihrer Erfindung oder ihrer Wahrheit wegen, unsern Lesern erzählen wollen. Hr. Boucher reiste nach London und führte ein halbes Dutzend Geigen bey sich. Die Mauthbeamten zu Dower, welche glaubten, daß man nur auf einer spielen könne, erklärten fünf für eine gute Prise und ließen dem Künstler die sechste. Was Hr. Boucher? Er ergreift das Instrument, phantasirt darauf und, ein zweyter Amphion oder Orpheus rührt die Beamten dergestalt, daß sie ihm mit thränenden Augen die Geige zurückgeben und ihm eine gute Reise wünschen. Die zweyte Anekdote, welche sich mit unserm Künstler in Berlin zugetragen, ist bereits durch die Journale bekannt gemacht worden. Ein blinder Greis fleht die Vorübergehenden um Almosen an, und spielt dabey auf der Geige. Hr. Boucher zieht des Wegs: er entreißt dem Alten das Instrument, fängt an zu spielen, und in wenigen Minuten hat die Neugierde eine große Menge Zuhörer herbeygeführt. Der Greis sammelt während der Zeit und steckt eine Summe in die Tasche, wie er sie bis daher noch nie auf seinem Teller gesehen.

In der am 28. März von Hrn. Wilhelm Ehlers gegebenen musikalisch-declamatorischen Akademie hat der melodramatisch-poetische Vortrag der zehnjährigen Dem. Louise Ehlers, die zu den schönsten Hoffnungen berechtiget, recht vielen Effect gemacht. Es stände zu wünschen, daß diese Neuerung Eingang finden, und daß die Einförmigkeit, welche den declamirten Poesien nach und nach anzukleben beginnt, stets durch musikalische Zwischenspiele verscheucht werden möge. Nicht mindern Beyfall haben die Variationen für Pianoforte und Violine, von Dem. Blahetka und Hrn. Léon de St.-Lübin vorgetragen, gefunden. Überhaupt hat, wie es schien, diese Akademie das anwesende Publicum recht wohl unterhalten.

Modenbild XIV.

1. Hut von resedagrünem Taffet mit einer vielfärbig gemischten Bandguirlande.
2. — von weißem Atlas mit Blonden garnirt, dann mit einer Gaze-Voile und einem Rosenbouquet geziert.
3. Häubchen von Rosa-Crepp mit Blonden garnirt und einem Rosenbouquet.
4. Hut von Gaze-Iris, am Schirme mit Blonden durchschnitten und mit Marabout-Federn geschmückt.
5. Hut von Emmafärbigem Taffet mit gleichen Tüchelchen geziert und rosenfarb gefüttert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. Del.

Fr. Stöber. sc.

XIV. Wiener Moden. 41. 1822.